

**ZÖSS**

**ZENTRUM FÜR ÖKONOMISCHE UND SOZIOLOGISCHE STUDIEN**



**Discussion Papers**

**ISSN 1868-4947/05**

---

**LOTHAR PETER**

# **WAS NÜTZT SOZIOLOGIE ?**

**ZÖSS Discussion Paper No. 05**

---

**Redaktion:**

Dipl.-Sozialökonomin Marcelle Weber  
ZÖSS - Department Wirtschaft und Politik  
Universität Hamburg  
Von-Melle-Park 9  
D – 20146 Hamburg

Im Internet: [www.zoess.de](http://www.zoess.de)

---

**Aus: Stephan Moebius / Lothar Peter (Hg.) (2004):  
Französische Soziologie der Gegenwart, Einleitung, S. 65-72.**

### **VIII. Was nützt die Soziologie?**

Vor einigen Jahren fand in der deutschen Wochenzeitung *Die Zeit* eine Diskussion über den aktuellen Zustand der deutschen Soziologie statt (Fritz Vannahme 1996), die Aufmerksamkeit bei einem interessierten Publikum hervorrief und die in ihrem Tenor der Soziologie als wissenschaftlicher Disziplin ein ausgesprochen negatives Zeugnis ausstellte. Eine ähnliche Frage stellten sich französische Soziologen in einem Buch, das Bernard Lahire unter dem Titel *A quoi sert la sociologie?* 2002 herausgegeben hat. War in der erwähnten deutschen Diskussion eine intensive Neigung zu beobachten, die Soziologie als veraltet, weltfremd und unproduktiv abzuqualifizieren, so stellt keiner der französischen Autoren die Existenzberechtigung des Faches prinzipiell in Frage. Alle Beteiligten der französischen Diskussion gehen vielmehr von der wissenschaftlichen Notwendigkeit der Soziologie aus und plädieren für eine bewusste Orientierung der Soziologie auf die faktischen Probleme der Gesellschaft, unabhängig davon, dass ihre Antworten im Einzelnen sehr kontrovers ausfallen.

Wie lassen sich die Unterschiede zwischen der deutschen und französischen Diskussion erklären? Hängen sie bloß mit einer Zufallsauswahl zusammen und würden sie verschwinden, wenn sich der Kreis der Beteiligten anders zusammensetzte? Oder gibt es Gründe für diese Unterschiede, die sich nicht auf Zufälligkeiten beschränken? Eine Antwort auf diese Fragen muss zunächst auf strukturell unterschiedliche Bedingungen des soziologischen Diskurses und seiner öffentlichen Resonanz und Reputation in beiden Ländern hinweisen. Dafür lassen sich mehrere Gründe anführen.

Erstens gibt es eine lange Tradition des gesellschaftlichen und politischen Engagements von Intellektuellen in der Geschichte Frankreichs (Peter 2001). Das betrifft auch die Soziologen als eine spezifische Gruppe der Intellektuellen. So sehr sich zum Beispiel die eingangs dargestellten soziologischen Paradigmen der Gegenwart inhaltlich auch unterscheiden mögen, so erheben sie doch alle einen expliziten Anspruch auf gesellschaftliche Relevanz, und ihre Repräsentanten verstehen sich alle als Träger gesellschaftlicher Selbstaufklärung im Sinne sozialer Reformen und politischer Demokratisierung. Ob Crozier und Friedberg in den etablierten bürokratischen Strukturen der »blockierten Gesellschaft« das Haupthindernis für Modernisierung sehen, ob Boudon gegen eine Ideologisierung sozialer Prozesse im Namen rationaler Analyse ankämpft und Touraine die »Rückkehr des Subjekts« beschwört, um die Einseitigkeiten eines rationalistischen Modernisierungsverständnisses zu kritisieren, oder ob Bourdieu schließlich die Mechanismen symbolischer Herrschaft und ihrer Doxa dekonstruiert – in allen Fällen ist der Bezug der soziologischen Analyse auf die gesellschaftliche und kulturelle Realität mit ihren zentralen Problemen und Krisenerscheinungen offensichtlich.

Zweitens ist auf einige spezifische Entwicklungen in Frankreich hinzuweisen, die die engen Verknüpfungen von kritischer sozialwissenschaftlicher Tätigkeit und der praktischen Bewältigung gesellschaftlicher Probleme unterstreichen. Zu diesen Problemen gehören eine – verglichen mit Deutschland – wesentlich tiefere soziale und kulturelle Segmentierung und Fragmentierung, eine noch schärfere Polarisierung zwischen den Eliten zum einen und der Masse der Bevölkerung zum anderen, ungleich größere Herausforderungen durch Multiethnizität, krassere Gegensätze zwischen urbanen Zentren und ländlichen Regionen sowie rapide soziale Zerfallsprozesse in den großen Städten selbst.

Drittens zeichnet sich Frankreich durch eine »jakobinische« politische Kultur des Konfliktes aus, die in Deutschland historisch ziemlich unbekannt ist. Immer wieder kommt es sowohl zu lokalen oder allgemeinen sozialen Bewegungen und Aktionen, die strukturelle Gegebenheiten der Gesellschaft in Frage stellen und auf Alternativen drängen. Die Streikbewegung vom Winter 1995/96, die Alain Touraine und seine Mitarbeiter zu einer Publikation mit dem Titel *Le grand refus* motivierte, hat exemplarisch gezeigt, wie ein normaler Arbeitskampf einer relativ kleinen, wenn auch wichtigen Beschäftigtengruppe, nämlich der Lokomotivführer der staatlichen Eisenbahnen SNCF, zu einer allgemeinen, gegen die Demontage des Sozialstaats und die »Arroganz der Macht« gerichteten Massenbewegung answoll.

In der Diskussion über die Frage, wozu die Soziologie nütze, werden einerseits Spuren dieser politischen Kultur und Konfliktfähigkeit in Frankreich sichtbar, andererseits ist aber auch nicht zu übersehen, dass die Bejahung einer Bindung soziologischer Forschung an Probleme der Gesellschaft und die praktischen Erfordernisse ihrer Lösung heute viel zurückhaltender ausfällt als in früheren Jahren, insbesondere im Mai 1968 und der ihm folgenden Periode der Erneuerung der Sozialwissenschaften (vgl. Pollak 1978: 63 ff). Dass sich die französischen Soziologen

heute weniger als engagierte kritische Intellektuelle verstehen, die selbst in die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen ihrer Zeit intervenieren, lässt sich beispielsweise sehr deutlich an der Tatsache ablesen, dass sich mehrere Beiträge in *A quoi sert la sociologie?* implizit oder explizit von der Position Bourdieus distanzieren. So wendet sich François de Singly, der führende französische Familiensoziologe, entschieden gegen einen »epistemologischen Bruch« (de Singly 2002: 16) bei Bourdieu, der das wissenschaftliche Wissen den Selbsttäuschungen der »profanen« sozialen Akteure gegenübergestellt habe. Wenn Bourdieu in *Le métier de sociologue* eine »objektivistische Soziologie« vorschläge, dann trete er in Widerspruch zu seinem eigenen Ziel, durch kritische soziologische Analyse zum Widerstand gegen Herrschaftsverhältnisse anzuregen; denn wie könne der *sens commun* sich jene von Bourdieu geforderte wissenschaftliche Logik aneignen, wenn diese ihm wegen seiner Verfallenheit an die *Doxa*, also die eingefahrenen Vorurteile und Meinungsstereotype der Gesellschaft, ja gerade versagt bleiben müsse (de Singly 2002: 18)? De Singly plädiert deshalb für eine Soziologie, die das Bewusstsein und die Erfahrungen der Subjekte - dieses Argument erinnert deutlich an die große Bedeutung sozialer Erfahrung bei François Dubet – als wirklich und substanziell anerkennt, anstatt sie als Konstrukte einer illusionären, verblendeten Weltsicht zu verwerfen. Sich unter anderem auf Anthony Giddens berufend, der die Handlungskompetenz der Individuen durch die Fähigkeit der »Reflexivität« begründet habe (de Singly 2002: 29 f.), schlägt de Singly eine Soziologie vor, die weder eine »Psychologisierung des Sozialen« noch eine »Soziologisierung des Persönlichen« betreibt, sondern den sozialen, interaktiven Konstitutionsprozess der Subjekte zum Ausgangspunkt ihrer Bemühungen macht. So könne dann die Soziologie zur »Schwester einer partizipativen Demokratie« werden (de Singly 2002: 38).

Neben der Auseinandersetzung mit Bourdieu durchzieht ein weiterer Gedanke mehrere der Stellungnahmen der Diskussion über den Nutzen der Soziologie. Es handelt sich um die Reformulierung des klassischen Problems des Verhältnisses von Objektivität und Werturteil in den Sozialwissenschaften. Ausgehend von einem Widerspruch zwischen »soziologischer Kritik« (*critique sociologique*) und literarischer, künstlerischer und ideologischer »kritischer Haltung« (*posture critique*) will Danilo Martuccelli zeigen, warum die soziologische Kritik, obwohl ihr Wirklichkeitsgehalt im Allgemeinen ungleich höher sei als der einer »kritischen Haltung«, Letztere dennoch nicht an intellektueller Anziehungskraft übertreffen könne. Martuccelli sieht den Grund für die Fähigkeit der »kritischen Haltung«, das Bewusstsein der Menschen zu ergreifen und zu faszinieren, in ihrem literarischen, ästhetischen und moralischen Charakter, in ihrem Instinkt für Ideen, Stichwörter, Formeln und Bilder, die den Nerv des Zeitgeistes treffen. Trotzdem müsse die Tatsache, dass »soziologische Kritik« und »kritische Haltung« letztlich nicht kompatibel seien (Martuccelli 2002: 140), nicht in einem Zustand steriler Gegensätzlichkeit enden. Es könne vielmehr zu einer Annäherung, zu einer Art Kooperation kommen, wenn die Soziologie die durch die »kritische Haltung« hervorgerufenen Bewusstseinsveränderungen, wie sie etwa der Feminismus auslöste, durch ihre wissenschaftlichen Aktivitäten begleite und so die konkreten Formen von Herrschaft als gesellschaftlich vermittelt herausarbeite.

Der in Frankreich traditionsreichen Position des gesellschaftlich engagierten »parteilichen« Intellektuellen (vgl. Ory/Sirinelli 1992, Charle 1990), der den Status quo der Gesellschaft anzweifelt, auf gesellschaftliche Herausforderungen antwortet und Perspektiven praktischer Veränderungen aufzeigt, kommt der Beitrag von Robert Castel am nächsten. Castel weist jeden »soziologischen Puritanismus« (*puritanisme sociologique*) zurück, der in den Sozialwissenschaften dasselbe bedeute wie in der Kunst das Prinzip des *l'art pour l'art* (Castel 2002: 68). Ein solcher Puritanismus grenze sich zum Beispiel gegen die Medien ab, anstatt sie zu nutzen. Zwar betont Castel die Unverzichtbarkeit der »strengsten Regeln der Berufsausübung« (Castel 2002: 70), aber er wirbt gleichzeitig nachdrücklich dafür, das Risiko einzugehen, wissenschaftliche Ergebnisse auch unter Nutzung der Medien in der Öffentlichkeit bekannt zu machen. Auch wenn sie die verfestigten Vorstellungen und Vorurteile des »gesunden Menschenverstandes« »dekonstruieren« (Castel 2002: 71) müsse, sei es eine der wichtigsten Aufgaben der Soziologie, begreifen zu lernen, was die »problematischen Konfigurationen« (Castel 2002: 71) für die Betroffenen bedeuten und wie sie sie zunächst selbst interpretieren. Diese Konfigurationen sollen nach Castel das inhaltliche Programm der Soziologie bestimmen. Daraus leitet er dann die Aufgabe der Soziologie ab, die sozialen Belange vor dem Erfahrungsgrund derjenigen zu interpretieren, die, wie die Marginalisierten und Verachteten, ohne Worte revoltierten oder ihre Lage als unabänderliches Schicksal betrachten (Castel 2002: 72). Eine solche soziologische Haltung lasse sich weder mit bloß empirischen Beobachtungen des Sozialen noch mit dem »Mythos absoluter Objektivität« (Castel 2002: 6) rechtfertigen. Was rational sei, hänge vom jeweiligen Interessenstandpunkt ab, weshalb der Neoliberalismus als aktuell führende Ideologie letztlich nicht mit rationalen Argumenten, sondern nur auf einer Werturteilsbasis bekämpft werden könne, die {en sozialen Zusammenhalt und die »organische Solidarität« in der Gesellschaft höher stellt als egoistische Partialinteressen und Obsessives Gewinnstreben. In

diesem Sinn reiht sich Castel *expressis verbis* in die Tradition der intellektuellen »Parteigänger« und des »ideologischen Kampfes« (Castel 2002: 76) ein, obwohl diese Ausdrücke, wie er betont, heute nicht mehr in Mode seien.

Steht Robert Castel für den Typ des engagierten sozialkritischen Soziologen, so vertritt Claude Grignon eine diametral entgegengesetzte Position. Seine Argumentation lässt sich etwa folgendermaßen beschreiben: Nachdem die Soziologie historisch als Produkt der Aufklärung entstanden war und die bisher als natürlich akzeptierten gesellschaftlichen Verhältnisse in Frage gestellt hatte, erlangte sie eine »kritische Souveränität« (Grignon 2002: 122), die allerdings bald Gefahr lief, durch politische Interessen instrumentalisiert zu werden. Dies geschah zwangsläufig dann, wenn die kritische Soziologie ihre eigenen Regeln und Maßstäbe aufgab, um sich den nichtwissenschaftlichen Zielen externer sozialer Akteure zu verschreiben. Vor einiger Zeit war das Grignon zufolge die Sache des Volkes oder des Proletariats und heute ist es die des Feminismus oder der Umweltbewegung. Das Ergebnis der Kapitulation der Soziologie vor politischen Zwecken bezeichnet Grignon als *dérive édifiante* (Grignon 2002: 122), was man mit »Abdriften in Erbauungsideologie« übersetzen kann. Hier verweist er auf die Überlegungen Max Webers über den »inneren Beruf zur Wissenschaft«, in denen Weber den Missbrauch akademischer Autorität für Gesinnungspropaganda angeprangert hat (Weber 1976). Aber Grignon sieht für die Soziologie nicht nur die Gefahr, politische Gesinnungsethik zu werden, sondern er warnt andererseits auch davor, dass sich die Soziologie auf Expertenwissen reduziert. In der soziologischen Expertise, zumal in der Auftragsforschung, drohe die Notwendigkeit wissenschaftlicher Analyse zu einer Rechtfertigung des Bestehenden zu verkommen. Indem die Expertise ihrerseits die Notwendigkeit einer politischen Maßnahme mit der Autorität wissenschaftlicher Mittel kiestätige, erkläre sie diese Maßnahmen gleichzeitig als vernünftig.

Dem Dilemma, sich entweder in Erbauungsideologie und Gesinnungsethik zu verwandeln oder sich für politische Zwecke vereinnahmen zu lassen, kann die Soziologie, wie Grignon glaubt, nur entgehen, wenn sie sich auf ihre ursprünglichen Tugenden wissenschaftlicher Autonomie und Unvoreingenommenheit besinnt. Daraus folgt für ihn ein Konzept von Soziologie, das auf empirische Überprüfbarkeit, Unabhängigkeit der Ergebnisse vom normativen Kontext ihrer Gegenstände und Auftraggeber, Distanz gegenüber den persönlichen Wertorientierungen der Forschenden usw. beruht. Daran schließt er den Vorschlag einer »präventiven Soziologie« an, die sich von der fragwürdigen »engagierten Soziologie« dadurch unterscheidet, dass sie ein überprüfbares Wissen bereitstellt, dessen Anwendung – und hier spielt Grignon ganz offensichtlich auf die positivistische Soziologiedefinition von Auguste Comte an – gesellschaftliche Prognosen und Strategien zur Prävention gesellschaftlich nicht erwünschter Folgen sozialen Handelns ermöglicht: »An der Erkenntnis der Gesetze arbeitend, die die Gesellschaft und den Lauf der Geschichte regieren, hilft die Soziologie vorausszusehen und vielleicht präventiv einzugreifen. Zweifellos ist hier ihre Intervention am notwendigsten und drängendsten.« (Grignon 2002: 133) So einleuchtend das Insistieren auf wissenschaftlicher Überprüfbarkeit und methodischem Zweifel auch erscheinen mag und so wenig auf die Verpflichtung auf argumentative Stringenz und Folgerichtigkeit verzichtet werden darf, das Problem der Werturteilsfreiheit wird mit diesem Insistieren allein nicht gelöst. In die Definition eines »sozialen Gesetzes« gehen, um das Zitat von Grignon aufzugreifen, unvermeidlich Entscheidungen ein, die Urteile über die Gesellschaft einschließen, und infolgedessen wird auch die Entscheidung über »präventives Eingreifen« Werturteile darüber enthalten, was gesellschaftlich wünschenswert ist oder nicht.

Zusammenfassend lässt sich die Debatte über die Frage, wozu die Soziologie heute dienen kann, dahingehend kennzeichnen, dass die beteiligten Autoren der gegenwärtigen Soziologie in Frankreich unabhängig von ihren jeweiligen wissenschaftstheoretischen Standpunkten und Wertorientierungen darin übereinstimmen, dass die Soziologie nicht nur eine Existenzberechtigung hat, sondern ihr auch eine wichtige Aufgabe im Blick auf die praktische Gestaltung und Steuerung des gesellschaftlichen Lebens zukommt. In dieser Gemeinsamkeit spiegelt sich ein französisches Spezifikum wider: die Kontinuität einer engen Wechselbeziehung zwischen wissenschaftlich-intellektueller Reflexion und Gesellschaft.

**Aus: Stephan Moebius / Lothar Peter (Hg.) (2004): Französische Soziologie der Gegenwart, Einleitung, S. 65-72.**